

# Survivability : Überlebensfaktoren in gefährlichen Situationen

## Zur Psychologie der Eigensicherung

Uwe Füllgrabe

Praxis der Rechtspsychologie, 1999, 9 (1), S. 28 - 52

### 1. Überleben ist kein Zufall!

Überleben ist kein Zufall. Dies gilt auch und spezifisch für Polizeibeamte in gefährlichen Situationen, wie amerikanische und deutsche Untersuchungen belegen. Denn in vergleichbaren Situationen wurden einige Polizisten angegriffen, verletzt oder sogar getötet und andere nicht (Pinizzotto, Davis & Miller III, 1998).

Ein typisches Beispiel dafür ergibt sich aus dem Fall eines Mannes, der aus Hass gegenüber der Polizei einen beliebigen Polizisten töten wollte. In der Nähe des späteren Tatortes beobachtete er einen uniformierten Streifenbeamten, einen Sergeanten. Aber nach der Abschätzung des Sergeanten beschloss der spätere Mörder, nichts zu tun. Zwei Stunden später erschien ein anderer Polizist, der Mörder griff ihn an, schlug ihn zu Boden, nahm dessen Dienstwaffe und tötete ihn damit. Warum der Täter den Eindruck gewonnen hatte, das Töten dieses Polizisten sei eine einfache Sache, konnte er später nicht erklären. Eine Erklärung bietet hier vermutlich die Feststellung, dass dieser Polizist in der letzten Zeit Nachlässigkeiten im Dienst gezeigt und während des Überfalles (wie häufig) vorschriftswidrig keine schusssichere Weste getragen hatte. Offensichtlich hatte er im Gegensatz zum Sergeanten nichtsprachliche Signale der Unsicherheit gezeigt, was – wie in vielen anderen Fällen von Polizisten, die im Dienst getötet wurden – einen Angriff auslöste (FBI, 1992).

Polizisten geraten nämlich nicht nur dann in eine gewalttätige Interaktion, wenn sie durch rechthaberisches oder aggressives Verhalten einen Bürger provozieren (Toch 1969), sondern auch - ohne dass sie jemand provoziert haben - dann, wenn sie bestimmte Fehler bei ihrer Eigensicherung machen (FBI, 1972; Pinizzotto, Davis & Miller III., 1998; Sessar, Baumann und Müller, 1980).

Was kann man also konkret tun, um rechtzeitig Gefahren zu erkennen, zu vermeiden und zu überleben? Wäre das Überleben in Gefahrensituationen nur vom Zufall abhängig, könnte man selbst nichts oder nur wenig tun. Tatsächlich zeigen aber verschiedene Fälle, in denen Frauen dem Angriff von Serienmördern schon alleine dadurch entgingen, dass sie eine Aktivität entfalteten (Füllgrabe 1997): Selbst in lebensbedrohlichen Situationen hat man oft mehr Chancen zum Überleben, als man selbst glaubt. Deshalb mag die Formel „Überleben ist kein Zufall“ zwar überspitzt formuliert erscheinen, doch sie soll in Krisenzeiten zum Handeln ermutigen. Denn in der Realität zeigt sich häufig, dass es gerade die *Passivität* eines Menschen ist, die eine Gefahrensituation heraufbeschwört oder verschärft und dann zu Verletzungen oder seinem Tod führt (FBI 1992). Da für die meisten Menschen unserer Zeit eine Gefahrensituation ein Ereignis darstellt, auf das man wegen seiner Seltenheit nicht vorbereitet ist, mag diese Passivität zwar verständlich sein, erstaunlicherweise tritt sie sogar bei Polizisten auf, einer Berufsgruppe also, die eigentlich immer damit rechnen muss, in Gefahr zu geraten.

Andererseits hat es schon immer Versuche gegeben, Faktoren zu ermitteln, die das Überleben von Gefahrensituationen erleichtern und ermöglichen. Damit diese aber nicht lediglich eine

zusammenhanglose und unvollständige Aneinanderreihung von „survival behaviors and traits“ (wie bei Band und Vasquez 1991, p.3) darstellen, ist es sinnvoll und wichtig, sie in einer Theorie zu integrieren, die diese Faktoren sinnvoll ordnet und aufzeigt, wie sie mitein-

ander verknüpft sind. Ich möchte für diese Theorie den Begriff **Survivability** (von to survive und ability), vorschlagen. Diese Theorie - deren Ansätze in diesem Artikel dargestellt werden - soll die Faktoren aufzeigen, die das Überleben in gefährlichen Situationen begünstigen, aber auch die Faktoren, die das Gefahrenpotential erhöhen. Und sie soll einer **theoriegeleiteten Praxis** dienen.

Wichtige Erkenntnisse hierzu ergaben sich aus der Analyse der konkreten Vorfälle, die zum Angriff oder sogar Tod eines Polizeibeamten führten. Dazu lieferten Sessar u.a. (1980) quantitative Daten, während die große Bedeutung der Untersuchungen des FBI (1992) und Pinizzotto u.a. (1998) darin besteht, sehr viele und vertiefte Informationen hinsichtlich des Verhaltens, der Persönlichkeit und der Sichtweisen der Polizisten *und* der Täter zu liefern.

Daraus lassen sich nicht nur viele praktische Hinweise für die Eigensicherung ableiten, was man in den verschiedenen Phasen eines Ereignisses (vor, während und nach einem Ereignis) konkret tun sollte.

Sie liefern auch viele theoretische Einsichten. Beispielsweise verdeutlichen sie die Notwendigkeit, die polizeiliche Tätigkeit nicht nur hinsichtlich des Verhaltens, der Kognitionen usw. des individuellen Polizisten und seines Interaktionspartners zu sehen, sondern auch die Interaktion selbst gemäß einer *zwischenmenschlichen* Spieltheorie zu betrachten, worauf bereits Toch (1969) hingewiesen hatte. Denn in vielen zwischenmenschlichen Interaktionen findet man keine rationalen Entscheidungen; die Handlungen dienen keineswegs dem eigenen Vorteil, sondern sind – weil z.B. die Existenz sozialer Fallen übersehen wird – nicht selten sogar selbstschädigend (Füllgrabe, 1996, 1997). Auch angesichts der unterschiedlichen aggressiven und irrationalen Kognitionen der verschiedenen von Toch (1969) beschriebenen Gewalttäter wird deutlich, dass die klassische Spieltheorie wenig Einsichten hinsichtlich gewalttätiger Interaktionen des Alltags liefert. Deshalb kann man Ochs (1999, p. 168-169) zustimmen, wenn er schreibt: „Wenn man die Spieltheorie als eine Theorie sozialer Interaktionen und nicht bloß als einen Zweig der reinen Mathematik ansieht, muss sie die wichtigsten Gesetzmäßigkeiten des Verhaltens vereinigen, die man beobachten kann, wenn Spiele sozialer Interaktionen gespielt werden.“

Welche praktische Bedeutung hat diese zwischenmenschliche Spieltheorie? Das Problem, dass ein Polizist durch zwei gegensätzliche Fehler gewalttätige Interaktionen auslösen kann, durch zu unkooperative *oder* zu kooperative, vertrauensselige Handlungen, lässt sich durch eine einfache, aber wirksame Handlungsanweisung leichter lösen: Sei freundlich, kooperativ. Setze dich aber *sofort* gegen Ausbeutung und Gewalt zur Wehr! Wer sich mit Spieltheorie auskennt, sieht sofort, dass es sich hierbei um die TIT FOR TAT – Strategie (TFT) handelt, die sich in Axelrods (1991) Computerturnieren als die erfolgreichste Strategie erwies. Dass natürlich der Erfolg einer Strategie auch von der Art der anderen Strategien im Gesamtsystem abhängt (s. Axelrod 1991) und dass z.B. unter bestimmten Voraussetzungen SHUBIK – eine härter reagierende TIT FOR TAT – Variante - noch erfolgreicher als TFT sein kann (Füllgrabe 1994), ändert nichts an der Tatsache, dass gerade TFT in Gefahrensituationen die beste Strategie darstellt. Die Tatsache, dass, wie dieser Artikel zeigt, „Überlebensexperten“ neben einer starken kooperativen Orientierung z.B. auch problemlösende kognitive Schemata und Verhaltensweisen aufweisen, belegt, dass TFT nicht nur eine Computerstrategie, sondern auch eine Überlebensstrategie ist.

## 2. Polizeiliche Fehler bei der Eigensicherung

Die Untersuchung von Sessar, Baumann und Müller. (1980, S.106-107) fasst die Fehler von deutschen Polizisten, die im Dienst getötet wurden, in folgenden sieben Gruppen zusammen. Da in den einzelnen Fällen mehr als ein Fehler begangen wurde, ist die Summe aller Fehler größer als 100 %.

	Alle Fehler	Gravierendster Fehler
<b>1. Fehler im Zusammenhang mit der Schußwaffe</b> Eine Schußwaffe wird nicht mitgeführt, sie ist nicht einsatzbereit oder nicht schußbereit, es liegt eine Ladehemmung vor.	<b>79,9 %</b>	<b>13,8 %</b>
<b>2. Fehler im Zusammenhang mit der Sicherung</b> Unterlassene Sicherung durch anwesende Polizeibeamte oder eigenmächtige Aufgabe der Sicherung durch einen miteingesetzten Beamten	<b>46,6 %</b>	<b>14,4 %</b>
<b>3. Fehler im Zusammenhang mit der Personalstärke</b> Keine Anforderung von Verstärkung, das Einschreiten vor dem Eintreffen der angeforderten Verstärkung sowie das Alleineinschreiten bzw. Alleinverfolgen, obwohl weitere Beamte anwesend sind.	<b>40,8 %</b>	<b>14,4 %</b>
<b>4. Fehler im Zusammenhang mit der Durchsuchung</b> Die Durchsuchung des Täters oder des Tat/Täterfahrzeuges wird unterlassen, oder es wird eine körperliche Durchsuchung unter Nichtbeachten der taktischen Grundsätze vorgenommen.	<b>27,0 %</b>	<b>17,8 %</b>
<b>5. Fehler im Zusammenhang mit der Deckung</b> Eine vorhandene Deckung wird nicht ausgenutzt oder der Täter wird verfolgt, ohne daß eine Deckungsmöglichkeit vorhanden ist.	<b>27,6%</b>	<b>13,8 %</b>
<b>6. Fehler im Zusammenhang mit Kfz-Kontrollen</b> Fehlerhafter Standort bei Kfz-Kontrollen, bspw. das Aufstellen vor der Fahrzeugtüre, auf dem Trittbrett des zu kontrollierenden Fahrzeugs oder auf der Fahrbahn ohne Ausweichmöglichkeiten; ebenso das Hineinbeugen in das Fahrzeuginnere.	<b>9,2 %</b>	<b>7,5 %</b>
<b>7. Alle übrigen Fehler</b>	<b>129,3 %</b>	<b>18,4 %</b>
	<b>360,3 %</b>	<b>100,0 %</b>

Ähnliche Fehler machten auch Polizisten in den USA, die im Dienst getötet (FBI 1992) oder angegriffen und verletzt (Pinizzotto, Davis & Miller, 1998) wurden. Die 1992 vom amerikanischen FBI vorgelegte Studie über die Ursachen der Ermordung amerikanischer Polizisten im Dienst zeigt folgendes Grundmuster auf, eine Kombination negativer Faktoren:

- ein Polizist, der die Dinge zu leicht nimmt, vor der Benutzung von Gewalt (als legitime Selbstverteidigung) zurückschreckt.
- eine unangemessene, unvorsichtige Annäherung an Personen und Fahrzeuge (unter Vernachlässigung der Eigensicherung)

- ein gewaltbereiter Täter mit abweichendem, gestörten Verhalten

Diese „tödliche Mischung“ (FBI, 1992) führt leicht zum Tode des Beamten. Ein ähnliches Muster fanden Pinizzotto et al. (1998) bei Polizisten, die einen Angriff überlebten.

Einige Polizisten werden also leichter als andere zu Opfern! Welche Fehler machten sie?

## 2.1 Falsche Annäherung an Autos und Verdächtige

Viele Vorfälle (FBI 1992, Sessar et al. 1980) zeigen, dass es lebensrettend sein kann, sich sachgemäß einem vermutlich bewaffneten Verdächtigen zu nähern.

Ein Polizist sollte mehrere vermutete Einbrecher ermitteln. Er beobachtete zwei Verdächtige, die zwei Gewehre hatten und weggingen. Er näherte sich ihnen und verlangte ihre Waffen. Als sie sich weigerten, ihre Waffen niederzulegen, drehte der Polizist ihnen den Rücken zu (!), ging zu seinem Streifenwagen zurück und rief um Verstärkung. Nachdem er zu den Verdächtigen zurückkehrte, wurde er erschossen. Seine Waffe war noch immer in seinem Holster!

Dieses Beispiel zeigt auch das häufig unterschätzte Gefährdungspotential auf, das bei der **Annäherung an mehrere Verdächtige** vorliegen kann.

Zum Zeitpunkt der Ermordung des Polizisten waren 14 der Mörder in der Begleitung von einer Person oder mehreren Personen. 11 dieser Mörder waren nicht die Zielperson des Polizisten, also diejenige, die für ihn auffällig war bzw. die er verdächtigte.

Es scheint, dass in vielen dieser Fälle der Polizist einen „Tunnelblick“ hat, d.h. dass er bei seiner Annäherung seine Aufmerksamkeit auf eine Person konzentriert und die anderen Personen in der Gruppe vernachlässigt oder ignoriert. Und gerade das bringt ihn leicht in Gefahr.

Ein Polizist hielt ein Auto an, in dem sich 3 Personen befanden. Er wollte den Fahrer wegen einer Verkehrsübertretung ansprechen, schenkte den beiden anderen Mitfahrern keinerlei Beachtung. Einer der Mitfahrer verliess das Auto, näherte sich dem Streifenwagen, in dem der Polizist saß, schoss auf ihn und tötete ihn.

## 2.2 Versäumnis, als Team zu handeln

Der Polizist wartet nicht auf einen weiteren Kollegen als Sicherung – obwohl man einen angefordert hat, sondern geht z.T. ohne gezogene Waffe auf eine Person zu, von der er oft weiß oder annehmen kann, dass sie bewaffnet ist (FBI, 1992; Pinizzotto et al., 1998; Sessar et al. 1980).

In einem Fall gab der Polizist über Funk bekannt, dass er einen Verdächtigen sehe, der einem bewaffneten Bankräuber ähnelte. Er bat um Verstärkung. Bevor aber ein zweiter Polizist kam, näherte er sich dem vermutlichen, bewaffneten Bankräuber. Der Mörder sagte später, dass der Polizist nicht die Kontrolle über ihn übernommen hätte, also die Situation nicht in der Hand hatte. Er ignorierte den Befehl des Polizisten, seine Hände zu heben, drehte sich schließlich um und erschoss den Polizisten. Das Opfer hatte seine Waffe noch nicht einmal aus dem Holster genommen!

## 2.3 Mangelnde Durchsuchung von Verdächtigen.

Manchmal werden Verdächtige nicht nach Waffen durchsucht, oder diese Durchsuchung wird

nicht sachgerecht durchgeführt, oder die Tricks der Täter sind nicht bekannt (eine zweite Waffe ist an einem anderen Ort versteckt, er trägt Waffe in der Leistengegend, wo ein Polizist kaum kontrolliert u.ä.).

Ein häufiger Fehler ist auch folgender: Man achtet bei Tätern in Häusern oder Autos nicht auf deren Handbewegungen. Der Griff unter den Sitz eines Autos oder unter die Decke eines Bettes ist zumeist der Griff nach einer dort versteckten Waffe!

## 2.4 Verletzungen von Vorschriften und Sicherheitsstandards

In den zitierten Fällen vernachlässigten die später getöteten Polizisten Sicherheitsstandards oder Vorschriften, die zu ihrer Sicherheit erlassen worden waren. Weitere typische Problemsituationen dazu ergeben sich, wenn die Vorschriften hinsichtlich des Tragens von schuhsicheren Westen und des Transports von Gefangenen nicht beachtet werden.

Derartige Nachlässigkeiten treten unter zwei gegensätzlichen Bedingungen leichter auf :wenn ein Polizist eine extrem starke Leistungsmotivation besitzt ( Pinizzotto u.a. 1998) *oder* wenn bei ihm gegenüber früheren Jahren eine Leistungsverminderung erkennbar war (FBI 1992).

## 2.5 Die Benutzung der Dienstwaffe

Auch die eigene Dienstwaffe kann eine Quelle von Problemen darstellen. So schätzen einige Polizisten die Einsatzmöglichkeiten von Schusswaffen nicht realistisch ein. Beispielsweise höre ich selbst relativ häufig die Meinung, man brauche keine Kenntnisse von Selbstverteidigungstechniken, gegen einen Angreifer mit einem Messer (in den USA übrigens ein relativ häufiges Ereignis) habe man ja seine Dienstpistole. Diese Meinung ist alleine schon deshalb gefahrenerzeugend, weil Untersuchungen zeigten, dass man mindestens 6 – 7 Meter von einem Angreifer, der mit einem Messer auf einen zuläuft, entfernt sein muss, damit man seine Waffe ziehen und schießen kann (Füllgrabe, 1995a). Ein weiteres Problem, das sich aus der Benutzung der Schusswaffe ergeben könnte, stellt neben der juristischen Problematik das „Postshooting – Trauma“ dar (das sogar dann auftreten kann, wenn niemand verletzt wurde!). Dies kann in späteren Konfliktsituationen dazu führen, dass der Polizist passiv bleibt, sich seine Dienstwaffe vom Täter aus der Hand nehmen lässt und damit getötet wird (FBI 1992).

Aber auch die Auslegung der Dienstvorschriften löst Unsicherheit aus. Die Frage, die sich viele Polizisten stellen, ist : Handele ich immer noch in Übereinstimmung mit den Dienstvorschriften, wenn ich in einer Situation meine Dienstwaffe zum Selbstschutz ziehe und feuere? Zu welchem Zeitpunkt kann ich sie in dieser Situation einsetzen? (FBI, 1992, Pinizzotto, Davis & Miller, 1998). Manche Polizisten berichteten, dass sie so ängstlich hinsichtlich Anklagen und Disziplinarmaßnahmen seien, dass sie zögern, ihre Dienstwaffe zu ziehen. Viele Polizisten sagten, dass es ihnen sogar verboten wurde, ihre Dienstwaffe zu ziehen, bis der Täter als erster seine Waffe gezeigt hat. Es ist sehr schwierig, eine Situation zu bewältigen, in der man auf einen Notruf reagiert, bei dem es um einen Raub geht, bei dem Schüsse fallen, während man nicht die Erlaubnis hat, eine Waffe zu ziehen, bis der Täter selbst eine zeigt (FBI, 1992).

Die Konsequenzen aus derartigen Unsicherheiten zeigt folgende Feststellung: Von den 54 getöteten Polizisten der FBI - Studie von 1992 feuerten 46 ihre Dienstwaffe nicht ab, und 11 Polizisten wurden mit ihrer *eigenen* Dienstwaffe (!) getötet Von den 762 zwischen 1981 und 1990 in den USA getöteten Polizisten, waren 110 (= 14%) mit ihrer eigenen Dienstwaffe getötet worden (FBI, 1992).

Dies hängt damit zusammen, dass in einer Gefahrensituation keine problemlösenden Gedanken (innere Monologe) vorhanden waren, die eine Handlung auslösen konnten, sondern Vermeidungsdenken, das Passivität förderte. Dies belegt die Untersuchung von Pinizzotto et al. (1998):Während der Angriffe erinnerten sich die Polizisten dieser Untersuchung daran, was

sie **nicht** tun sollten und wann sie **nicht** Gewalt benutzten sollten. Aber einige hatten Schwierigkeiten, sich daran zu erinnern, wann die Benutzung von Gewalt eine angemessene, zeitgerechte, notwendige und positive Entscheidung war. Einige hatten Probleme, sich an die dienstlichen Vorschriften hinsichtlich tödlicher Gewalt zu erinnern und zu bestimmen, wann man zum nächsten Niveau von Gewalt gehen sollte.

Diese Passivität kann sogar die Konsequenz haben, durch die eigene Dienstwaffe getötet zu werden. In einem Fall hatte der Mörder die Waffe dem Polizisten mit einer einfachen, mehrfach eingeübten Handbewegung aus der Hand genommen. Dieser Mörder hatte eine Reihe von Straftaten begangen und war stolz auf die Tatsache, dass er bei seinen Delikten keine Waffe benutzt hatte. In diesem Falle hatte ihm der Polizist selbst die Waffe geliefert. Er behauptete, dass er wußte, dass der Polizist seine Waffe nicht benutzt hätte, obwohl der Polizist die Waffe auf ihn gerichtet hatte. Er wusste das aus der Art und Weise, wie der Polizist ihn anschaute und wie er die Waffe hielt (FBI, 1992). Hier wird die nächste Fehlerquelle deutlich:

## **2.6 Nichtsprachliche Signale der Unsicherheit**

Polizisten werden von gewaltbereiten Personen eher angegriffen, wenn sie **nichtsprachliche** oder sprachliche **Signale der Angst oder Unsicherheit** ausstrahlen (FBI 1992; Pinizzotto et al., 1998). Dazu könnten z.B. zählen: Vermeidung des Augenkontaktes, verkrampfte Körperhaltung, hängende Schultern u.ä. Welche Signale hier konkret eine Rolle spielen, bedarf weiterer Untersuchungen.

## **2.7 Es wird nicht die Führung der Situation übernommen.**

In einem Fall benutzte aus irgendeinem Grund der Polizist seinen Dienstrevolver nicht, um den Täter davon abzuhalten, in das Polizeiauto hineinzugelangen, das Gewehr des Polizisten zu nehmen, auf ihn zu schießen und ihn zu töten (FBI, 1992).

Der Täter sagte später: Wären die Rollen vertauscht gewesen und wäre er der Polizist gewesen – er hätte die Person daran gehindert, in das Auto zu gelangen und das Gewehr zu bekommen, selbst wenn es bedeutet hätte, auf die Person zu schießen.

Man kann aus diesem Beispiel ersehen, dass es die Passivität bzw. das zögerliche Verhalten des Polizeibeamten war, was die Situation eskalieren ließ. Recht häufig ist aus den Äußerungen der Täter Erstaunen darüber zu entnehmen, dass der Polizist nicht die Führung der Situation übernahm, wodurch er sich als Opfer präsentierte. Viele der Täter zeigten kein Mitleid, sondern sagten, sie hätten an der Stelle des Polizisten völlig anders gehandelt (FBI, 1992). Man kann deshalb einige Grundregeln für das Verhalten in gefährlichen Situationen und gegenüber gefährlichen Personen formulieren:

- **Man muss die Führung in der Situation behalten.**
- **Man muss planvoll problemlösend handeln.**

Wer diese Grundregeln nicht beachtet, zeigt, dass er nicht „Herr der Lage“ ist. Dies wird von gewaltbereiten Personen als Schwäche gedeutet und oft auch als Aufforderung zum Angriff.

## **2.8 Unangemessene kognitive Schemata**

Bei Polizisten, die einen Angriff überlebten, oder getötet wurden, handelte es sich nicht um Berufsanfänger (FBI, 1992; Pinizzotto et al., 1998; Sessar et al., 1980). Vielmehr wurde das

passive und irrationale Verhalten dieser Polizisten verursacht oder begünstigt durch falsche oder unzureichende kognitive Schemata – durch eine falsche Sicht der Dinge, durch mangelhaftes Strukturwissen im Sinne Dörners (1989).

Den Polizisten fehlte gewissermaßen ein „Gefahrenradar“. Sie hatten z.B. völlig falsche Vorstellungen von der Persönlichkeit eines Menschen, der sie angreifen könnte (Pinizzotto et al., 1998). Grundsätzlich müsste jeder Polizeibeamte die Möglichkeit in Betracht ziehen, neben friedlichen Bürgern oder höchstens verärgerten „Verkehrssündern“ auch einer gewaltbereiten Person zu begegnen, einem „kalten Praktiker angewandter Gewalt“ (Toch, 1969) oder einem „Strassenkampf-Veteranen“ (Pinizzotto et al., 1998). Offensichtlich ist vielen Polizisten die Psychologie gewaltbereiter Personen, deren Denken und Fühlen, (Füllgrabe, 1997; Toch, 1969) unbekannt. Die wäre aber auch deshalb wichtig, weil eine Situation für einen Polizisten dann besonders bedrohlich wird, wenn ein grundsätzlich Gewaltbereiter, wie 62 % der von Pinizzotto et al., (1998) untersuchten Täter, zum Zeitpunkt des Vorfalles Drogen, Alkohol oder beides benutzt.

Übersehen wird auch häufig die Existenz spezifischer Gefahrensituationen die von bestimmten Waffen ausgehen. Beispielsweise ist selbst vielen Polizeibeamten nicht bewusst, dass auch eine Feile, ein Korkenzieher, ja sogar ein spitzer Bleistift usw. als Waffe eingesetzt werden können. Da man diese Gegenstände nur in ihrer vertrauten hilfreichen Funktion kennt und benutzt, wird ihre tatsächliche Gefährlichkeit übersehen. Dies zeigt andererseits aber auch auf, warum eine Person, die leichter einen Perspektivwechsel vollziehen kann, eine größere Überlebenschance besitzt.

Dies zeigt sich auch bei einer Verkehrskontrolle .Was für einen Polizisten lediglich eine harmlose Routinetätigkeit darstellt, kann ein Gewaltbereiter als Gefährdung seiner Freiheit ansehen, der er sich mit Gewalt entzieht (Pinizzotto et al., 1998).

Dass auch eine andere Person eigenständig handeln könnte, wird offensichtlich nicht bedacht. Ein Polizist drückte z.B. seinen Schock darüber aus, dass ein Bankräuber nicht flüchtete, sondern auf den Polizisten zulief und schoss (Pinizzotto u.a. 1998) . Ein weiteres Beispiel für das Versäumnis, ein zwischenmenschliches Gesamtsystem zu betrachten ,ergibt sich aus der Tatsache, dass bei einer Kontrolle einer Gruppe von Personen die Polizisten, die angegriffen oder getötet wurden, überhaupt nicht in ihre Überlegungen eingeschlossen hatten, daß auch eine andere als die von ihnen kontrollierte Person dem Kontrollierten zu Hilfe kommen und den Polizisten angreifen könnte.

## Verhaltensbeschreibungen

### *Polizisten, die im Dienst getötet wurden*

- Freundlich zu jedermann.
- Wird in der Gemeinde und in der Dienststelle geschätzt.
- Neigt dazu, weniger Gewalt zu benutzen, als andere Polizisten in ähnlichen Umständen benutzt hätten.
- Fleißig
- Neigt dazu, seine Aufgaben mehr unter dem Gesichtspunkt der Öffentlichkeitsarbeit als unter dem Gesichtspunkt der Durchsetzung der Gesetze zu sehen.
- Dienstleistungsorientiert.
- Benutzt Gewalt nur als letztes Mittel.
- Befolgt nicht alle Vorschriften, besonders hinsichtlich Verhaftungen, Auseinandersetzungen mit Gefangenen, Verkehrskontrollen und Warten auf verfügbare Sicherungsposten.
- Glaubt in der Lage zu sein, Menschen und Situationen „lesen“ (richtig einschätzen) zu können und läßt als Folge davon mit seiner Wachsamkeit nach.
- Neigt dazu, das Gute in anderen zu suchen.
- Entspannt, unbekümmert und lax, lässig, nimmt die Dinge, wie sie sind.

### *Polizisten, die angegriffen wurden*

- Freundlich
- Fleißig
- Dienstleistungsorientiert
- Ist bereit, Gewalt auszuüben, wenn es gerechtfertigt ist.
- Folgt nicht festgelegten Vorschriften und Maßnahmen, besonders bei Verhaftungen, Verkehrskontrollen und bei der Anforderung oder Warten auf vorhandene Sicherungsposten.
- Glaubt in der Lage zu sein, Situationen oder Personen „lesen“ (= richtig einzuschätzen) zu können und läßt als Folge davon mit seiner Wachsamkeit nach.
- Überlebender

### 3. Verhaltensbeschreibungen

Pinizzotto .et al. (1998, S. 23) stellen in einer Tabelle die Verhaltensweisen von amerikanischen Polizisten gegenüber, die im Dienst getötet oder angegriffen wurden. Zu beachten ist, dass viele der auf den ersten Blick hin positiv erscheinenden Verhaltensweisen problemereuzend sein können. (Hier etwa Tabelle 1 einfügen!)

Beispielsweise ist es grundsätzlich für einen Polizisten richtig und wichtig, freundlich zu sein (s. z. B. Toch, 1969). Warum sollte aber gerade dies den angegriffenen und getöteten Polizisten zum Verhängnis geworden sein? Betrachten wir dazu auch die Aussage „Neigt dazu, das Gute in anderen zu suchen.“ Diese Haltung führte – wie viele Verhaltensbeschreibungen (z.B. FBI, 1992) zeigen – zu einer fehlenden Wahrnehmung der Gefährlichkeit von Personen und Situationen. In einem Fall führte die Vertrauensseligkeit des später getöteten Polizisten dazu, dass er während eines Gefangenentransports den mehrfach wegen Gewalttätigkeiten Vorbestraften nicht nur vorschriftswidrig und unangemessen fesselte, ihn vorschriftswidrig auf dem Beifahrersitz fahren ließ, sondern ihm auch ausführlich seine persönlichen Probleme schilderte (FBI, 1992).

Die Möglichkeit, dass jemand plötzlich gewalttätig handeln könnte, ist offensichtlich nicht im Weltbild von Polizisten verankert, die dazu neigen „das Gute in anderen zu suchen“. Es entspricht nicht ihren Erwartungen, dass jemand unprovokiert gegen sie Gewalt ausüben könnte. Wenn dies aber dann doch geschieht, löst das bei ihnen, weil sie mental nicht darauf vorbereitet sind, kopfloses, planloses Handeln oder Passivität aus.

Was wäre aber – psychologisch gesehen – die Alternative zu ihrem Verhalten gewesen? Die Tatsache, dass unfreundliche, unkooperative Polizisten sehr leicht Konflikte erzeugen (Toch 1969), zeigt, dass auch ein derartiges Verhalten nicht nachahmenswert ist. Die Lösung für das Problem findet man, wenn man die polizeilichen Interaktionen aus dem Blickwinkel einer zwischenmenschlichen Spieltheorie betrachtet. Entsprechend kann man es so formulieren: Die freundliche Orientierung der angegriffenen oder getöteten Polizisten war zwar grundsätzlich richtig, denn der erste Schritt von TFT ist freundlich und wichtig, um eine vertrauensvolle Beziehung aufzubauen. Diese Polizisten versäumten es aber, auch den zweiten Schritt der TFT – Strategie in ihr Denken und Verhaltensrepertoire aufzunehmen: Setze dich **sofort** gegen Ausbeutung und Gewalt zur Wehr. Vielmehr benutzten sie die Strategie „Immer kooperativ“, hatten also ein eingegengtes Verhaltensrepertoire. Dass sie dann auf eine mehr oder minder unkooperative, gewaltbereite Person / „Strategie“ trafen, wurde ihnen zum Verhängnis.

Auch die lockere und unbekümmerte Haltung von später getöteten Polizisten ist angesichts dieser Überlegungen und der Ereignisse keineswegs positiv zu bewerten, sondern kann, in Verbindung mit anderen Faktoren wie des zu positiven Bildes von potentiellen Interaktionspartnern, der durch die tatsächlichen Ereignisse widerlegten Selbstüberschätzung, andere Menschen und Situationen richtig einschätzen zu können und der Mißachtung von Vorschriften, eher als Gefährdungsfaktor angesehen werden. Die lockere Haltung ist vermutlich der körperliche Ausdruck dessen, was Langer (1982, 1991) mit Gedankenlosigkeit („mindlessness“) bezeichnet (s. a. Kap. 5.2.1).

Die Interviewer der FBI – Studie (1992) stellten nämlich ein interessantes Phänomen fest. Obwohl sie bei der Befragung von Kollegen der getöteten Polizisten nicht ausdrücklich danach gefragt hatten, berichteten die Kollegen häufig spontan, dass bei den getöteten Polizisten nach langjährigen guten Beurteilungen die letzte Beurteilung vor ihrem Tode schlechter ausgefallen war. Offensichtlich waren sie in ihrem dienstlichen Verhalten nachlässiger geworden, und ihr Handeln durch Gedankenlosigkeit (Langer, 1991) beeinträchtigt.

Diese in der FBI – Studie (1992) berichtete Leistungsver schlechterung steht übrigens im gewissen Widerspruch zu der Formulierung „fleißig“ in der Tabelle von Pinizzotto et al. (1998), die gemäß der FBI – Studie von 1992 erstellt wurde, könnte sich aber vielleicht auf das frühere Leistungsverhalten beziehen.

Das Adjektiv „fleißig“ für Beamte, die einen Angriff überlebten, ist ebenfalls keineswegs positiv zu werten. Die extrem leistungsmotivierten Polizisten wollten nämlich alles alleine machen, ohne die Hilfe eines Kollegen abzuwarten, ohne Vorgesetzte über ihre Vorgehensweise zu informieren. Deshalb gerieten sie leicht in eine gefährliche Lage.

#### 4. Die Persönlichkeitsstruktur von „Überlebensexperten“

Die zitierten amerikanischen und deutschen Untersuchungen zeigten die Persönlichkeitsstruktur von Polizisten auf, die in Gefahr gerieten, verletzt oder getötet wurden.

Was macht aber die Persönlichkeitsstruktur und die Handlungsweisen von Menschen aus, die Gefahrensituationen rechtzeitig erkannten oder überlebten?

Zwar fehlt eine solche Kontrollgruppe bei den untersuchten Gruppen von Polizisten, doch kann man wichtige Erkenntnisse aus verschiedenen anderen Untersuchungen ableiten. Beispielsweise entkamen verschiedene Frauen dem Überfall von Serienmördern dadurch, dass sie aktiv wurden. Sie handelten z.T. überraschend und für den Täter erwartungswidrig und „zerissen“ so gewissermassen sein „Drehbuch“, das er sich für seine Tat ausgedacht hatte, was ihn verwirrte (Füllgrabe, 1997). Sie hatten also **die Führung in dieser Situation übernommen**.

Verschiedene Untersuchungen fanden weitere Faktoren der Survivability, Faktoren des Überlebens in gefährlichen Situationen, die aber vermutlich noch ergänzt werden können. Beispielsweise ermittelten Band und Vasquez (1991) den Faktor

- **Problemlösende Imaginationen:** Erfolgreiche Polizisten stellen sich Situationen, in denen es zu einer Konfrontation kommen könnte, unter der Devise „Was wäre, wenn...“ vor und entwickeln optimale Reaktionen darauf. Sie stellen sich die besten Lösungsmöglichkeiten in Einsatzsituationen vor (z.B. schnellster und bester Weg zum Einsatzort). Dieser Faktor verhindert, daß man unbedacht in eine gefährliche Situation gerät. Weitere Faktoren, die aber teilweise vermutlich eher mit der aktiven Bewältigung gefährlicher Situationen in Verbindung stehen, ergeben sich aus der Beobachtung des amerikanischen Psychologen Al Siebert von „Überlebenden“ auf verschiedenen Gebieten (Siegel 1988) ersehen. Diese zeichneten sich aus durch:
  - **Humor:** „Auf einen Fehler reagierten sie gewöhnlich mit einem Witz, anstatt sich zu ärgern.“ (Siegel, 1988, S.217). Dies scheint dem zu entsprechen, was Lefcourt (1980) als „superity humor“ bezeichnete: über seine eigene Dummheit lachen. Er fand auch, dass Personen mit einer internalen Kontrollüberzeugung diese Art von Humor häufiger zeigten, z.B. in einer experimentell erzeugten Täuschungssituation. Lefcourt (1980) betont, dass Humor die Reaktion eines Menschen in Krisen positiv gestaltet, das Auftreten von Angst und Depression vermindert: „So lange man lachen kann, ist man nicht vollkommen unter der Herrschaft von Angst oder Furcht.“ (Lefcourt, 1980, S.218). Humor ist aber auch aus einem kognitiven Grund ein wichtiger Baustein der Fähigkeit, Stress bewältigen zu können, er erleichtert den Wechsel der Perspektive: „Er ist ein Ausdruck unserer einzigartigen menschlichen Fähigkeit, uns selbst als Subjekte zu empfinden, die nicht von der objektiven Situation einverleibt werden. Es ist ein gesunder Weg, eine „Distanz“ zwischen sich und dem Problem zu empfinden, ein Weg, um Distanz zu wahren und unser Problem aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten.“ (Lefcourt, 1980, S. 218).
  - Eine **„entspannte Wahrnehmungsfähigkeit“:** Dies fördert die sachgemäße Unterscheidung zwischen wichtigen und unwichtigen, spezifisch zwischen gefährlichen und ungefährlichen Situationen. Dadurch ist es möglich, das Verhalten der anderen Person „lesen“ zu können- wie es z.B. im Sport anschaulich heisst (= Antizipation).
  - Ein breites **Verhaltensrepertoire.** Überlebende sind „durch biphasische Merkmale gekennzeichnet: Sie sind ernsthaft und verspielt, logisch und intuitiv, harte Arbeiter und

Faulpelze, scheu und aggressiv, introvertiert und extrovertiert Sie sind flexibler als die meisten anderen Menschen, und es stehen ihnen vielseitigere Hilfsmittel zur Verfügung, auf die sie jederzeit zurückgreifen können (Siegel, 1988, S.217).“ Sie sind damit besser auf andersgeartete, auf völlig unterschiedliche und neue Situationen vorbereitet und können dann leichter sachgemäß reagieren.

Diese Beobachtungen ähneln auch der Breite und der Gegensätzlichkeit der Merkmale, die einen modernen RONIN ausmachen, eine Metapher, die Potter (1984, p.191) benutzt, um Menschen zu kennzeichnen, die eine bessere Anpassungsfähigkeit an soziale Veränderungen besitzen. Interessant ist hier die Parallele zu Forschungen zur **Selbst-Komplexität**, weil Linville (1987) fand, dass eine hohe Selbst-Komplexität pathologische Einflüsse des Lebensstresses abpuffert. Allerdings erfasste sie dabei die Komplexität der *Selbstbeschreibung* durch Traits, also die kognitive Ebene und nicht die Verhaltensebene des BASIC ID (Lazarus, 1981).

- Eine **kooperative Orientierung** (z. T. in Verbindung mit systemischem Denken). Siegel (1988, S. 218) spricht hier von Bedürfnis nach Synergismus: „der Wunsch, dass die Dinge für einen selbst und andere gut laufen. Überlebende handeln demnach selbst in Situationen größter Anspannung nicht nur aus Selbstinteresse, sondern auch im Interesse anderer.“ Eine kooperative Orientierung verhindert in kritischen Situationen ein ICH-zentriertes Denken, bei dem die Gedanken vor allem um das eigene Schicksal kreisen und fördert ein ICH-freies Denken mit einer aufgabenorientierten Haltung, was das Aufkommen von Angst und Lampenfieber verhindert und eine Problembewältigung erleichtert. Dies wird durch verschiedene Beispiele in Solomon (1989) belegt. Er schildert sechs Phasen, die Polizisten bei Schusswechseln durchlaufen und die inneren Monologe, die sie dabei erleben. Plötzlich werden dem Polizisten seine Verletzbarkeit und der Mangel an Kontrolle bewusst. Anschaulich wird dieser Zustand durch das Bild geschildert: „Das ist die Hölle.“ und „Es geht abwärts.“ Wie kommt man aber wieder aus der „Hölle“ heraus? Ein Polizist erinnerte sich an ein Kindheitserlebnis, bei dem ihm sein Vater beim Baseball den Rat gegeben hatte: „Geh tiefer und nimm Schwung.“ Er „nahm Schwung“, und es gelang ihm, das Feuer zu erwidern und den Angreifer auszuschalten. Andere Polizisten denken an verschiedene Handlungswege, andere rufen automatisch frühere Trainingsprogramme ab. (Solomon 1989). Pinizzotto et al. (1998) zeigten auf, dass man sich auch in Extremsituationen – selbst bei schweren Verletzungen – noch retten kann, z. B. durch: Denken an Bezugspersonen, Gefühle des Ärgers über den Täter oder Stolz („Ich möchte nicht in eine solch schmutzigen Halle sterben.“), Abrufen automatisierter Verhaltensweisen, problemlösendes Verhalten. Die von Pinizzotto et al. (1998) gefundene „gewaltige Entschlossenheit zu überleben“ beruhte bei einer Polizistin darauf, dass sie an das Schicksal ihrer Bezugspersonen dachte. Sie sagte, dass sie entschlossen war zu überleben, damit ihre Eltern, die 400 Meilen entfernt wohnten, nicht durch einen Telefonanruf von ihrem Tod erfahren sollten. Da ähnliche Muster – man denkt nicht an das eigene Schicksal, sondern an das der Bezugspersonen, was dann zum Aktivwerden motiviert - auch bei Menschen in anderen Situationen gefunden wurden, z. B.
  - einem Schwimmer, der viele Stunden lang erfolgreich gegen das Ertrinken ankämpfte. (Janis, 1972)
  - einem Flieger, der sich nach dem Absturz durch die Anden kämpfte (St. Exupéry, 1959),
 kann man also neben *situationspezifischen* Faktoren auch allgemeine Faktoren der **Survivability** finden, der Fähigkeit, in gefährlichen Situationen zu überleben.

## 5. Persönlichkeitspsychologische Modelle

### 5.1 Das BASIC ID

Welche allgemeingültigen Schlussfolgerungen kann man aus den erwähnten Fällen der Polizisten ziehen, die im Dienst angegriffen, verletzt oder sogar getötet wurden?  
Welche wissenschaftlichen Modelle kann man zur Erklärung heranziehen?

Sinnvoll ist zunächst einmal, gemäß den Modalitäten des BASIC ID (Lazarus, 1981), den einzelnen Reaktionsebenen eines Menschen, zu klassifizieren, was gefahrenfördernd und was schadensmindernd oder gefahrverhütend war. Dies ist alleine deshalb schon wichtig, weil bei der Ausbildung der Polizisten und bei deren Überlegungen mehr die Person des Polizisten im Vordergrund steht, oft aber übersehen wird, dass polizeiliches Tätigwerden eine **Interaktion** darstellt, in die eine andere Person mit eigenen Gefühlen, Motiven, Handlungsmustern eintritt.

## BASIC ID

	<u>gefährmindernd</u>	<u>gefährfördernd</u>
<b>B</b> ehavior (Verhalten)	Aktivität großes Verhaltensrepertoire	Passivität geringes Verhaltensrepertoire
<b>A</b> ffective Responses (Gefühle)	„entspannte Wachsamkeit“	vor Krise: mangelnde Aktivierung in Krise: Schock
<b>S</b> ensations (Sinne, Körpergefühle)	???	Panikstarre
<b>I</b> maginations (Fantasie)	sich vor einer Krise potentiell gefährliche Situationen und ihre Lösung vorstellen	???
<b>C</b> ognitions (Gedanken, Selbst- Fremdbilder)	realistisches Selbst- bild, Fremdbild, Weltbild in Krise: planvolles Vorgehen	unrealistische, d.h. zu extrem positive oder negative Selbst- und Fremdbilder in Krise: planloses Ver- halten
<b>I</b> nterpersonal relations (Zwischenmenschliche Beziehungen)	kooperativ gemäß der TIT FOR TAT- Strategie	nicht kooperativ (hinsicht- lich Kollegen), übernimmt nicht die Führung der Situation
<b>D</b> rugs (Biological functions = biologische Gesichtspunkte)	???	???

Diese Übersicht, die keineswegs den Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, beschäftigt sich vor allem mit den Erkenntnissen aus den Studien, über Polizisten, die überraschend angegriffen wurden (Pinozzotto, et al., 1998). Die Darstellung des BASIC ID für Polizisten, die einen Angriff durch unkooperatives, aggressives Verhalten direkt provozierten (Toch, 1969), würde dagegen anders aussehen:

- B:** keine problemlösenden Handlungen (erklärt seine Maßnahmen nicht usw.)
- A:** Ärger
- S:** Begleiterscheinungen der Wut.
- I:** Versetzt sich nicht in die Lage des Gegenübers.
- C:** Beleidigtes Selbstbild: *Ich* habe recht! Das kann *ich* mir nicht gefallen lassen!
- I:** Unkooperativ (rücksichtslos, gibt keine Erklärungen für seine Maßnahmen, usw.)
- D:** Physiologische Begleiterscheinungen des Ärgers.

## 5.2 Das Persönlichkeitsmodell von Mischel

Das BASIC ID ist ein anschauliches Klassifikationssystem, das viele Einsichten vermittelt. Es zeigt aber nicht die inneren Zusammenhänge der Faktoren auf. Dies gelingt aber dem Persönlichkeitsmodell von Mischel (1976), das vor allem auf die kognitive Seite, z. T. auch die Verhaltensebene des BASIC ID eingeht. Dieses Modell hat den grossen Vorteil, dass es gleichzeitig erklärt:

- individuelle Unterschiede (warum sich in der gleichen Situation zwei Personen unterschiedlich verhalten können),
- die Situationsabhängigkeit des Verhaltens (warum in verschiedenen Situationen die gleiche Person unterschiedliches Verhalten zeigen kann).

Man kann - wie Darley und Latané (1968) - das sichtbare Verhalten eines Menschen als Ergebnis eines individuellen Entscheidungsprozesses ansehen; dieser kann auch durchaus irrational, unvollkommen usw. sein. Bei diesem Entscheidungsprozess spielen gemäß Mischel (1973) fünf Klassen von Variablen des kognitiv sozialen Lernens eine Rolle.

In diese fünf Klassen kann man leicht viele der gängigen Persönlichkeitsfaktoren einordnen (z. B. Kontrollüberzeugung, Machiavellismus), aber auch die Persönlichkeitsstrukturen der im Dienst verletzten oder getöteten Polizisten.

Das Persönlichkeitsmodell von Mischel (1976) verhilft zu einer sinnvollen Klassifikation der Persönlichkeitsfaktoren eines Menschen, der Gefahrensituationen vermeidet und/oder bewältigt und/oder überlebt. Aus den erwähnten Untersuchungen (Sessar et al. 1980, Siegel 1989, FBI, 1992; Pinizzotto et al., 1998) kann man folgende Faktoren ableiten:

### 5.2.1 Fähigkeiten (Construction competencies)

Mischel (1976, p. 196) definiert diesen Bereich als „Fähigkeit, bestimmte Kognitionen und Verhaltensweisen zu zeigen, bezieht sich auf das, was die Person weiß und tun kann“. Hierzu zählen z.B. IQ, soziale und andere Fähigkeiten. Dazu gehören aber auch Fähigkeiten, die bisher relativ unbeachtet geblieben sind. Z.B. ist im Umgang mit Personen aus dem delinquenten Bereich, spezifisch aus der Unterschicht, wichtig, „streetwise“ zu sein. D.h. man muss wissen, wie Personen aus kriminalitätsbelasteten Gegenden denken, handeln, wie sie sie andere „austricksen“, betrügen, wie man sich davor schützen kann usw. (s. Füllgrabe, 1997).

Wie sich aus den Verhaltensbeschreibungen der Polizisten, die einen Angriff überlebten (Pinizzotto u.a. 1998) oder im Dienst getötet wurden (FBI 1992) entnehmen kann, fehlte ihnen eine wichtige Fähigkeit, die man populär als „Menschenkenntnis“ bezeichnet. Um die psychologischen Prozesse aufzuzeigen, die hier wirken, unterschied Smith (1966) zwischen „Sensitivity“ (= Fähigkeit, vorherzusagen, was ein Individuum fühlen, sagen und tun wird) und „Empathy“. „Empathy“ definiert Smith (1966, p. 56) als „den Grad der Ähnlichkeit, den eine Person zwischen sich und einer anderen Person vermutet.“ Diese Gleichsetzung von „Empathy“ mit „vermuteter Ähnlichkeit“ ist deshalb sinnvoll, weil der Begriff Empathy (Einfühlung) etwas Positives suggeriert, aber oft der Grund für Fehleinschätzungen ist. Denn oft glaubt jemand, er könne sich in jemand „einfühlen“, wisse also genau, wie die andere Person denke, fühlen und handeln werde. Doch nicht nur der Alltag, sondern auch zahlreiche Untersuchungen (Smith 1966) zeigen auf, dass dieser Eindruck häufig falsch ist. Warum das so ist, ergibt sich z.B. aus der klassischen Untersuchung von Taft (1955), die auch deshalb erwähnt

werden soll, weil sie einige Parallelen zum Problem der polizeilichen Eigensicherung aufweist.

Beispielsweise stellte Taft (1955) fest, dass sich die guten Personenbeurteiler signifikant häufiger als die schlechten mit bestimmten Eigenschaften beschrieben, z.B.

- *wachsam, vorsichtig*, also Adjektiven, die eine sorgfältige, problemvermeidende *Wahrnehmung* ausdrücken.
- *planvoll, gründlich, realistisch*, also Adjektiven, die ein problemlösendes *Verhalten* ausdrücken.

Polizisten, die angegriffen oder getötet wurden, zeigten weder diese wachsamen Wahrnehmungsstruktur noch problemlösendes Verhalten. Dass gerade Polizisten gefährdet waren, die bestrebt waren, in anderen das Gute zu suchen (Pinizzotto et al., 1998), wird vielleicht verständlicher angesichts der Feststellung: je großzügiger die Beurteilungen ausfielen, desto ungenauer waren sie. Taft (1955, p. 27) kommentiert dieses Ergebnis so: „Dieses deutet darauf hin, dass die schlechten Beurteiler nicht bereit waren, das Risiko einzugehen, ihre soziale Unterstützung zu verlieren, indem sie andere Menschen so sehen, wie diese wirklich sind.“ Das bedingungslose Streben nach einer positiven Interaktion war nicht nur dafür verantwortlich, dass in diesem Experiment Studenten andere Menschen nicht richtig einschätzten. Der gleiche Mechanismus verhinderte auch, dass Polizisten ein zutreffendes Bild von der Realität entwickelten, was ihnen dann zum Verhängnis wurde, als sie auf eine gewaltbereite Person trafen.

Vermutlich kann dies ein guter Menschenkenner leichter vermeiden, denn er ist zwar auch sozial orientiert, aber nicht „sozial abhängig“, er wird also nicht durch eine starke Orientierung an einer guten zwischenmenschlichen Beziehung zu einer zu positiven Beurteilung einer andern Person verleitet, was im Falle einer gewaltbereiten Person verhängnisvoll wäre.

Smith (1966) betont, dass der gute Menschenkenner vor allem ein guter Beobachter ist. Interessant ist in diesem Zusammenhang, die Feststellung von Taft (1955), dass gute Leistungen bei den Gottschaldtschen Figuren einen positiven Einfluss auf die Beurteilungsgenauigkeit hatten (s.a. Smith, 1966), Intelligenzfaktoren dagegen nicht. Bei diesem Test sollen strukturierte, aber unvertraute geometrische Muster aus einem größeren komplexen Feld herausgesucht werden. Da auch ein Polizist vor der gleichen Aufgabe steht – aus einer komplexen Gesamtheit die relevanten Informationen zu erkennen – findet man hier einen interessanten Ansatz für zukünftige Forschungen und Trainingsprogramme.

## 5.2.2 Kognitive Strukturierung / Weltbild (Encoding strategies and personal constructs)

„Enkodierungsstrategien und persönliche Konstrukte; Einheiten für die Kategorisierung und Selbstbeschreibungen“ (Mischel, 1976, p. 196).

Neben den einzelnen Konzepten, die das Weltbild ausmachen (**Selbstbild, Fremdbild, Kontrollüberzeugung** usw., die, wie bereits angesprochen, bei angegriffenen oder getöteten Polizisten nicht unbedingt realistisch sind) geht es auch um die Art und Weise der Informationsverarbeitung. Einer der hier für den Gesichtspunkt der Survivability wichtigen Prozesse stellt der des **aktiven Denkens** bzw. der **Gedankenlosigkeit** („**mindlessness**“) dar. Langer (1982, p. 60) versteht darunter „einen Zustand verringerter geistiger Aktivität, in dem eine Person auf die Umwelt reagiert, ohne ihre möglichen neuen Elemente zu berücksichtigen.“ Dies ist kein bloßes Vernachlässigen der Aufmerksamkeit, sondern eher „geistige Trägheit“ (Langer 1991, p. 31). „Im Zustand der Gedankenlosigkeit handeln Menschen so, als würden sie den Details einer bestimmten Situation Aufmerksamkeit schenken und sie in einer angemessenen Reaktion gewichten, wenn sie es tatsächlich nicht tun.“ (Langer, 1982, p. 60). Anschauliche Beispiele dafür liefern die zitierten Polizisten, die z.B. bei Kontrollen überhaupt nicht das Gefährdungspotential in Betracht zogen, das von einem Beifahrer ausgehen könnte (FBI,

1992; Pinizzotto et al., 1998). Langer (1991) betont deshalb, um ein derartiges „Automatenverhalten“ zu vermeiden, die Notwendigkeit des „**aktiven Denkens**“. Während Gedankenlosigkeit im Sinne von Langer bedeutet, sich starr auf alte Kategorien zu verlassen, besteht aktives Denken darin: die ständige Produktion neuer Kategorien, Offenheit für neue Informationen, aktive Verarbeitung geänderter Signale, Offenheit für unterschiedliche Standpunkte. Verschiedene Perspektiven auszuprobieren, bedeutet den Erwerb einer größeren Auswahl an Reaktionsmöglichkeiten.

Hier findet man Anknüpfungspunkte an die Ausführungen von Lefcourt (1980) zur Rolle von Humor bei der Bewältigung von Krisen, weil Humor Perspektivwechsel begünstigt.

Dass die von Langer geforderte aktive gedankliche Auseinandersetzung mit der Umwelt im polizeilichen Bereich tatsächlich eine Rolle spielt, konnte ich bei langjährigen Untersuchungen zu der Frage feststellen, warum einige Polizeianwärter trotz ausreichender intellektueller Voraussetzungen den Grundlehrgang nicht bestanden. Aus den Verhaltensbeschreibungen, die von den Ausbildern regelmäßig als Beurteilungsnotizen gefertigt worden waren, ergab sich ein Syndrom verschiedener Probleme :

- **Leistungsmängel:** mangelhafte Vor- und Nachbereitung des Unterrichts, kein planvolles Bearbeiten von Klausuren u.ä. und als Konsequenz daraus schlechte Noten.
- **Nichtkooperatives Verhalten:** extrem introvertiertes Verhalten, sich von anderen zurückziehen, Verstöße gegen Dienstvorschriften und / oder aggressives Verhalten.
- **Vernachlässigung der persönlichen Lebenssphäre:** Vernachlässigung von Ordnung im Wohnbereich, z.T. auch der Bekleidung usw.
- **Passives, resignatives Verhalten:** Passivität im Unterricht usw., bei Mißerfolg: Resignation, Depression). Häufige psychosomatische Erkrankungen.
- **Größere Wehleidigkeit gegenüber Beschwerden,** bei Anstrengungen und Verletzungen.

Dieses Syndrom, das auffallend den Verhaltensbeschreibungen von im Dienst getöteten Polizisten ähnelt (Füllgrabe, 1995b), habe ich „**Passiver Lebensstil**“ benannt, weil es auffallend den Gegensatz zu dem Verhaltensmuster darstellt, das sich aus den Beurteilungsnotizen der Lehrgangsteilnehmer mit der Endnote „gut“ ergab. Diese waren nicht nur leistungsstärker, aktiver im Unterricht, verstießen nur selten gegen Vorschriften, sondern zeigten sich auch sehr kooperativ (z.B. Förderung schwächerer Lehrgangsteilnehmer) usw.

Der passive Lebensstil hat eine Parallele in einem der in der Marktforschung gefundenen „Sozio – Typen“: **Der sorglose Materialist** zeigt nämlich ein hohes Interesse an der materiellen Seite des Lebens, unternimmt aber wenig, um diese Ziele aktiv zu erreichen. Er besitzt eine *laissez-faire*-Haltung und nimmt die Dinge, wie sie kommen (Grimm, 1991). Man vergleiche damit die Tabelle von Pinizzotto et al. (1998).

### 5.2.3 Erwartete Konsequenzen des eigenen Verhaltens (Behavior – outcome and stimulus-outcome expectancies in particular situations)

Hier geht es darum, welche Konsequenzen die Person für ihr Verhalten erwartet, z B. Erfolg, Belohnung oder Misserfolg, Strafe. Man kann sagen, dass die angegriffenen, verletzten oder getöteten Polizisten die Konsequenzen ihres Verhaltens nicht richtig abschätzten. Das lag an ihrer „Gedankenlosigkeit“ im Sinne Langers (1991), ihrem mangelnden Planungsvermögen usw. Beim Vorliegen derartiger Defizite ist verständlich, dass der Polizist, der z. B. in einem dunklen Gebäude seine Taschenlampe einschaltete, ein positives Ergebnis erwartete: er kann Personen, Objekte usw. besser sehen. Er bedachte aber mögliche negative Konsequenzen nicht, z.B. wie Sessar et al. (1980) es bei vielen Fällen ausdrücklich formulierten: *Er wurde zur Zielscheibe.*

#### 5.2.4 Der subjektive Anreizwert der Situation (Subjective stimulus value)

Mischel (1976, p. 196) klassifiziert hier die subjektiven Stimuluswerte: „motivierende und erregende Reize, Anreize und Abneigungen“.

Die Polizisten, die im Dienst zu Schaden kamen, stellten das genaue Gegenteil von Personen dar, die auf (neutrale) Reize mit extremer Angst oder extremem Ärger reagieren. Die angegriffenen, verletzten oder getöteten Polizisten reagierten überhaupt nicht oder sogar falsch auf Reize, die sinnvollerweise eine gefühlsmäßige Aktivierung ausweisen müssten, die dann zum Handeln führt. Verständlich wäre auch - wenn auch weniger problemlösend - das Auftreten von Angst. Aber sogar Angst trat nicht auf, vielmehr eine Nichtaktivierung, die natürlich Passivität zur Folge hatte.

Deshalb ist für Polizisten wichtig, dass ihnen die Ausbildung Informationen vermittelt werden, welche Personen, Gegenstände, Situationen unter welchen Bedingungen ihnen gefährlich werden können.

#### 5.2.5 Selbstregulierende Systeme und Pläne (Self-regulatory systems and plans)

„Regeln und eigene Reaktionen auf das Verhalten und die Organisation komplexer Verhaltensfolgen“ (Mischel 1976, p. 196).

Sowohl deutsche als auch amerikanische Untersuchungen belegen, dass das mangelnde Planungsverhalten und die Missachtung von Vorschriften die Polizisten in große Schwierigkeiten brachte, also ein großes Gefährdungspotential darstellten.

### 6. Der Einfluss der Bindungsstile

Woher stammen die erwähnten Persönlichkeits- und Verhaltensunterschiede zwischen Menschen, die in kritischen Situationen ihre eigene Sicherheit gefährdeten und „Überlebensexper-ten“? Angesichts der Tatsache, dass der psychologische Bereich der Survivability bisher kaum direkt untersucht wurde, gibt es dazu noch keine befriedigende Antworten. Es gibt jedoch so viele Übereinstimmungen zwischen dem Verhalten von angegriffenen oder getöteten Polizeibeamten und Erkenntnissen der Bindungsstilforschung, dass man hier zumindest sinnvolle Hypothesen für weitere Forschungen aufstellen kann.

Betrachten wir z.B. ein häufiges Verhaltensmuster, das sowohl deutsche als auch amerikanische Polizisten zeigten, die angegriffen oder im Dienst getötet wurden: Sie riefen weder einen Kollegen um Hilfe, oder wenn sie es taten, warteten sie die Verstärkung nicht ab (FBI, 1992; Pinizzotto et al., 1998; Sessar et al., 1980). Man findet hier das gleiche Verhalten wie im schulischen Bereich, wo manche Schüler bei der Lösung von Aufgaben um Hilfe ersuchen und andere nicht. Warum einige Menschen eine vorhandene „menschliche Ressource“ (z.B. Lehrer, andere Schüler) nicht in Anspruch nehmen und dadurch nur eine schlechtere Lösung eines Problems erreichen, hat besonders im pädagogischen Bereich unter dem Begriff „**die strategische Suche um Hilfe**“ umfangreiche Forschungen ausgelöst. Die Komplexität dieses Phänomens und dessen Bezug zu verschiedenen psychologischen Faktoren (z.B. Selbstachtung) wurden von Nadler (1998) dargestellt.

Das Hilfeersuchen ist eine zwischenmenschliche Interaktion, umgekehrt kann man das Nichtersuchen um Hilfe als Weigerung ansehen, mit jemand in eine Interaktion einzutreten und eine „strategische Ressource“ zu nutzen. Aus der Bindungsstilforschung leitet Nadler (1998) deshalb z.B. ab: Personen mit **sicherem Bindungsstil** benutzen Hilfe in angemessener Weise. Sie betrachten die Bitte um Hilfe als eine Bewältigungsstrategie, und wenn die Situation es erfordert, benutzen sie sie auch. Für Personen mit **vermeidendem Bindungsstil** stellt die Hilfe anderer keine sinnvolle Strategie dar, deshalb bitten sie andere Menschen seltener

um Hilfe. Personen mit **ängstlich-ambivalenten Bindungsstil** benutzen Hilfe anderer in unterschiedlicher Weise, in Abhängigkeit von der Person des Helfers, dem Ausmaß des Stress usw. Sie können also sowohl in einem übermäßigen oder zu geringen Ausmaß andere um Hilfe bitten.

Die Beziehung zwischen dem Bindungsstil und dem unterschiedlichen Erkennen, Vermeiden und Bewältigen gefährlicher Situationen wird besonders in den Untersuchungen von Miculincer (1997, 1998) deutlich. Er stellte nämlich fest, dass Personen mit sicherem Bindungsstil bessere Informationsverarbeiter sind: sie suchen aktiver nach Informationen, sind offener für neue Informationen. Wenn Miculincer (1997) daraus folgert, dass die Flexibilität ihrer kognitiven Strukturen der verbesserten Bewältigung und Anpassung an eine komplexe und sich veränderte Welt dient, sagt er eigentlich damit aus, dass Personen mit einem sicheren Bindungsstil wohl weniger zu „Gedankenlosigkeit“ (Langer 1982, 1991) neigen, also Gefahrensituationen vermutlich eher erkennen dürften.

Betrachtet man dagegen das wenig planvolle Handeln von Polizisten, die einen Angriff überlebten oder getötet wurden. Die Situation *war anders* und *entwickelte sich anders*, als es ihren kognitiven Schemata entsprach, ihre kognitiven Schemata waren zu starr und passten sich der neuen Situation nicht an. Dies entspricht genau dem, was Miculincer (1997) bei den beiden Gruppen von bindungsunsicheren Personen feststellte. Sie vermeiden es, ihre kognitiven Schemata angesichts neuer Informationen zu öffnen und zu verändern. Sie schotten ihre kognitiven Schemata ab und vermeiden den Kontakt mit der Umwelt (also der Realität!), weil neue Informationen bei ihnen Ungewissheit und Verwirrung erzeugen könnten, und ihnen der Optimismus und das Gefühl fehlt, eine ungewisse Situation meistern zu können. Dies wäre aber gerade in Gefahrensituationen wichtig, um irrige Meinungen zu ändern, um ein realistisches Bild der Lage zu gewinnen, sich realistische Ziele zu setzen und realistische Handlungspläne zu entwickeln.

Von den beiden bindungsunsicheren Gruppen vermeiden Personen mit meidendem Bindungsstil eher die Suche nach Informationen, spielen die Bedeutung von Informationen herunter u.ä. Ängstlich – ambivalente Personen sind eher in einem Konflikt zwischen der Suche nach neuen Informationen und dem Bedürfnis nach positiven zwischenmenschlichen Beziehungen, was dann eher zu einer passiven Haltung („Nichts tun“) führt.

Einen direkten Bezug zur Survivability liefern Miculincers (1998) Untersuchungen zum Zusammenhang zwischen Bindungsstil und Vertrauen: Personen mit sicherem Bindungsstil erinnerten sich schneller an positive vertrauensbezogene Ereignisse, Personen mit unsicherem Bindungsstil haben dagegen schneller Zugriff auf negative Erinnerungen.

Angesichts der Tatsache, dass Menschen lebensbedrohliche Situationen deshalb überlebten, weil sie an Bezugspersonen dachten und sich so zum Handeln motivierten (Janis, 1971; Pinizzotto et al., 1998), kann man die Hypothese wagen, dass bindungssichere Personen gefährliche Situationen wohl eher bewältigen und überleben. Ihre Flexibilität bei der Informationsverarbeitung, angesichts neuer und unvorhersagbarer Situationen verstärkt diese Hypothese noch. Dagegen dürfte die Abschottung bindungsunsicherer Personen gegen neue Informationen eher zum Aufbau einer gefährlichen Situation beitragen und die fehlende oder geringe kooperative Orientierung das Abrufen positiver innerer Bilder oder Gedanken an Bezugspersonen und damit das Überleben in Gefahrensituationen erschweren.

Vermutlich sind die Beziehungen zwischen Survivability und dem Bindungsstil sehr komplex. Beispielsweise wäre von Interesse, welche Faktoren noch vorhanden sein müssen, damit eine Person mit sicherem Bindungsstil nicht nur gemäß der Strategie „Immer kooperativ“, sondern nach der differenzierteren TIT FOR TAT - Strategie handelt. Dies könnte natürlich alleine schon durch die Flexibilität der Informationsverarbeitung bewirkt oder begünstigt werden, durch die Entwicklung kognitiver Schemata, die die Unterscheidung zwischen harmlosen und gefährlichen Personen und Situationen ermöglichen.

## 7. Systemisches Denken innerhalb einer zwischenmenschlichen Spieltheorie

Neben der Betrachtung der individuellen Ebene, der Kognitionen, des Verhaltens usw. der Person kann und muss man das Problem der Survivability auch auf einer höheren Ebene, der des Gesamtsystems betrachten. Bei aller Unterschiedlichkeit der Persönlichkeit und ihres Handelns, machten die Polizisten, die durch Unfreundlichkeit einen Konflikt erzeugten (Toch, 1969), und diejenigen, die angegriffen wurden (FBI, 1992; Pinizzotto et al., 1998; Sessar et al., 1980) nämlich den gleichen Fehler: sie dachten und handelten egozentrisch, ohne zu die Gedanken, Absichten, Wünsche usw. der anderen Person zu berücksichtigen.

Die Polizisten sahen die Situation nur aus ihrer Sicht, z. B. als routinemäßige Verkehrskontrollen. Sie berücksichtigten aber nicht, dass sich in der Situation auch ein Täter befinden könnte, der die Situation als Bedrohung seiner Freiheit sehen könnte. Oder bei der Überprüfung einer Person aus einer Gruppe von Personen wurde keineswegs in die Überlegung einbezogen, dass auch eine völlig andere Person gewalttätig werden könnte (FBI, 1992).

Eine derartige Fehlhaltung und Fehleinschätzung ist das Ergebnis eines *statischen* Weltbildes: man sieht vor allem nur sich selbst als Handelnden und kalkuliert nicht ein, dass auch die andere Person eigenständig handeln könnte. Das erklärt auch den Schock, den Polizisten erlebten, als sich Personen erwartungswidrig verhielten, z.B.: Ein Bankräuber flüchtete nicht, sondern ging auf den eintreffenden Polizisten zu und schoss auf ihn. (Pinizzotto et al., 1998)

Das Vorhandensein und die Handlungsmöglichkeiten anderer Personen in der Situation wird vielleicht formal registriert, dringt aber nicht in das Denken, den Entscheidungsprozess und das Handeln der gefährdeten Polizisten ein. Deshalb würde eine gefährliche Situation für einen Polizisten nicht so überraschend sein, wenn er einen Paradigmenwechsel vornehmen würde. Er müsste dazu lediglich die Perspektive übernehmen: *Ich bin ein Teil eines größeren Gesamtsystems*. Dieses Systemdenken würde seine Wahrnehmung differenziert gestalten: Er könnte schneller erkennen, welche Personen (= Elemente des Systems) gefährlich werden könnten, welche nicht und wie sie zusammenwirken könnten, systemtheoretisch formuliert: wie die einzelnen Elemente zusammenhängen (Strukturwissen, s. Dörner, 1989).

Bei genauer Betrachtung steht ein Polizeibeamter bei vielen seiner Handlungen vor dem gleichen Problem wie die Personen, die die Computersimulation eines Entwicklungslandes oder einer Kleinstadt regieren sollten (Dörner, 1989). Er muss mit einem System konstruktiv umgehen, das durch die folgenden Merkmale gekennzeichnet ist: es ist *komplex*; es ist *dynamisch*, d.h. es entwickelt sich, und die Person *muss* handeln, oft unter Zeitdruck; es besitzt oft *Intransparenz*, d.h. „es ist nicht alles sichtbar, was man eigentlich sehen will.“ (Dörner, 1989, S.63). Hier wird deutlich, warum eine flexible Informationsverarbeitung lebenswichtig ist, dagegen eine ICH – Zentrierung und ein statisches Betrachten von Personen, Situationen und der Welt ein System zum Absturz bringen können. Denkweisen, die den Ablauf eines Ereignisses und nicht ausschließlich den Endzustand einer Handlung betrachten, stellen das dar, was Langer mit aktivem Denken bezeichnet und Gedankenlosigkeit verhindert. Bezüglich der Verhaltensebene ist hier ergänzend der Hinweis von Nadler (1998) erwähnenswert, dass Personen, die Fähigkeiten als Entwicklungsprozess betrachten, eher um Hilfe bitten, um ein Problem eigenständig lösen zu können. Personen, die Fähigkeiten als unveränderbare, feststehende Merkmale (Trait) ansehen, bitten weniger um Hilfe, weil sie dies als Anzeichen einer geringen Fähigkeit deuten, bewirken damit aber u.U. eine schlechtere Problemlösung. Da man das gleiche Verhalten bei Personen mit starker ICH – Zentrierung, aber nicht bei aufgabenorientiert handelnden Personen fand (Nadler, 1998), wird deutlich, dass es durchaus sinnvoll ist, die Theorie der Steuerung sozialer Systeme (Dörner, 1989) mit einer zwischenmenschlichen Spieltheorie zu verbinden.

Dass eine zwischenmenschliche Spieltheorie – wie bereits 1969 von Toch ansatzweise formuliert – gerade für das Überleben in gefährlichen Situationen sinnvoll ist, belegt z. B. die Tatsache, dass sich Polizisten von der scheinbaren Bereitschaft des Täters zur Kooperation täuschen ließen (Sessar et al., 1980) und dass das Vorgehen eines von de Becker (1997) beschriebenen Serienvergewaltigers genau der Strategie „Tranquilizer“ (Axelrod, 1991) entsprach: zuerst eine pseudovertrauensvolle Kommunikation, um ein Vertrauensverhältnis aufzubauen und dann zuschlagen.

Die TIT FOR TAT – Strategie hat auch den Vorteil, dass sie das Über- bzw. Untersteuern im Sinne Dörners (1989) verhindert, d. h. Überzureagieren (z. B. mit Gewalt) oder zu wenig zu reagieren, mit Passivität. Gerade eine derartige Passivität war der Grund dafür, dass Polizisten im Dienst verletzt oder getötet wurden. Und vor allem ist TIT FOR TAT eine gute Strategie, um zu verhindern, dass jemand Opfer von Gewalt oder eines Verbrechens wird (Füllgrabe, 1996, 1997), eine Strategie, die jedem durch *planvolles, aktives Handeln* die Chance gibt, auch in gefährlichen Situationen zu überleben.

## 8. Die Konsequenzen für die Praxis :

Training und entsprechendes Verhalten in gefährlichen Situationen müsste gemäß den drei Grundphasen eines Ereignisses gestaltet werden :

*Vor* dem Ereignis: Wahrnehmung der Gefahr und differenzierte Betrachtung der Elemente der Gefahrensituationen.

*Während* des Ereignisses: Problemlösendes Verhalten statt Passivität.

*Nach* dem Ereignis: Gedankliche Verarbeitung des Ereignisses (z. B. zur Verhinderung posttraumatischer Symptome).  
Aufbau neuer Fähigkeiten.

Es müssten dazu auch folgende Sichtweisen entwickelt werden :

- 1) Der einzelne Polizist muss sich als **Teil eines Gesamtsystems** sehen.
- 2) Die **zeitliche Entwicklung**:

Die Angriffe auf Polizisten können auch gemäß der Katastrophentheorie und der Chaostheorie (Davies 1988) betrachtet werden: Plötzlich kippt das Gesamtsystem vom Zustand des Friedens in den Zustand Gewalt um, und schon kleine Fluktuationen - situative Veränderungen (z. B. Verhaltensweisen, sprachliche Formulierungen) - können dieses Umkippen bewirken (= „*Schmetterlingseffekt*“).

Dies bedeutet auch - um das Bild von *Waddingtons epigenetischer Landschaft* (s. Füllgrabe, 1997) zu benutzen - dass der Polizeibeamte in bestimmten Situationen an einem Entscheidungspunkt steht, wo sich sein Schicksal in die eine oder andere Richtung entwickeln könnte.

Und dann hat *er* es in der Hand, durch problemlösendes Handeln die Kugel der epigenetischen Landschaft in Richtung Frieden laufen zu lassen. Bleibt er dagegen passiv, kann sich die Kugel in die Richtung bewegen, die für ihn bedrohlich wird.

## Literatur :

- Axelrod, R.(1991). *Die Evolution der Kooperation*. München: Oldenbourg.
- Band, S. R. & Vasquez, I. J.(1991). The will to survive. *FBI Law Enforcement Bulletin*, 60, Nr. 8, 1 – 4.
- de Becker, G.(1997). *The gift of fear*.New York: Del.1
- Darley, J. & Latane, B. (1968).When will people help in a crisis ? *Psychology Today*,2, Nr.7, 54 –57,70 -71.
- Davies, P. (1988). *Prinzip Chaos*. München: Bertelsmann 1988.
- Dörner, D. (1989). *Die Logik des Mislingens*. Reinbek: Rowohlt.
- FBI ( Uniform Crime Reports Section.Federal Bureau of Investigation.United States Department of Justice.) (1992). *Killed in the Line of Duty: Study of Selected Felonious Killings of Law Enforcement Officers*. Washington D.C.: U.S. Department of Justice.
- Füllgrabe,U. (1994).TIT FOR TAT - Die Erfolgsstrategie im Spiel des Lebens (Teil 4). *Magazin für die Polizei*, 25, Nr. 215, 18 - 22
- Füllgrabe,U. (1995a). Überleben ist kein Zufall. *Magazin für die Polizei*, 26, Nr. 227, 51 – 55.
- Füllgrabe, U. (1995b). Polizisten, die im Dienst getötet wurden. *Magazin für die Polizei*, 26, Nr. 235, 17 - 23.
- Füllgrabe, U.(1996). Die Beziehungsfälle - Warum Frauen bei einem Mann bleiben, der sie schlägt. *Magazin für die Polizei*, 27, 240, 14 – 22.
- Füllgrabe, U. (1997). *Kriminalpsychologie - Täter und Opfer im Spiel des Lebens*. Frankfurt : Edition Wötzel.
- Grimm, E.(1990). Der neue deutsche Typ : Sorglos und materialistisch. *Psychologie Heute*, 17, Nr. 11, 34 – 41.
- Janis I. L (1971). *Stress and frustration*. New York: Harcourt, Brace, Jovanovich.
- Langer, E.I. (1982). Automated lives. *Psychology Today*,16, Nr.4, 60 – 71.
- Langer, E. I. (1991). *Aktives Denken*. Reinbek :Rowohlt.
- Lefcourt, H.M.(1980). Locus of control and coping with life's events.In E. Staub (Hrsg.) , *Personality.Basic aspects and current research*(S. 200- 235).Englewood Cliffs :Prentice Hall
- Linville, P.W. (1987). Self-complexity as a cognitive buffer against stress-related illness and Depression. *Journal of Personality and Social Psychology*, 52, 663 – 676
- Miculincer, M.(1997). Adult attachment style and information processing : individual differences in curiosity and cognitive closure.*Journal of Personality and Social Psychology*,72,1217 - 1230
- Miculincer, M. (1998). Attachment working models and the sense of trust : an exploration of interaction goals and affect regulation. *Journal of Personality and Social Psychology*,74,1209 –1224
- Mischel, W. (1976).Toward a cognitive social learning reconceptualization of personality. In Endler, N.S. & Magnusson,D. (Hrsg), *Interactional Psychology and Personality* ( S. 166 – 207).New York: Wiley & Sons
- Nadler, A.(1998).Relationship,esteem and achievement perspectives on autonomous and dependent help seeking.In Karabenick (Hrsg.),*Strategic Help Seeking* ( S.61 – 93 ).Mahwah: Lawrence Erlbaum
- Ochs,J.(1998).Coordination in market entry games.In Budescu, D.V., Erev, I.& Zwick,R.(Hrsg.),*Games and Human Behavior*(S.143 –172).Mahwah:Lawrence Erlbaum
- Pinizzotto,A .J. & Davis, E. F.(1995). Killed in the line of duty -Procedural and training issues. *FBI Law Enforcement Bulletin* ,64,Nr.3,S. 1 – 6

- Pinizzotto , A.J., Davis, E.F. & Miller III, C.E. (1998).In the line of fire – Learning from assaults on law enforcement officers. *FBI Law Enforcement Bulletin* , 67,Nr. 2,S. 15 - 23
- Potter, B.A. (1984).The Way of the RONIN.New York :Amacom
- Sessar, K.A., Baumann, . & Müller, J.(1980). *Polizeibeamte als Opfer vorsätzlicher Tötungen*. Wiesbaden : Bundeskriminalamt
- Siegel, B.(1988). *Prognose Hoffnung*. Düsseldorf: Econ
- Solomon R. M. (1989).The Dynamics of Fear in Critical Incidents.Trainings Key Nr.399.Arlington :International Associations of Chiefs of Police
- Taft,R. (1955).The ability to judge people. *Psychological Bulletin*,52,1 - 23
- Toch, H.J.(1969). *Violent Men*.Chicago: Aldine Publishing Company.